



Norbert
Elias

Mit einem
Nachwort von
Didier Eribon

Über die
Einsamkeit
der
Sterbenden
in unseren
Tagen

Suhrkamp

SV

Norbert Elias

Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen

Mit einem Nachwort von Didier Eribon
in der Übersetzung von Sonja Finck

Suhrkamp

Erste Auflage 2025

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025

© 1982 by Norbert Elias

© 2002 by Norbert Elias Stichting, Amsterdam

© Didier Eribon (für das Nachwort)

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Kosmos-Design, Münster, unter Verwendung von Fotografien von Karl Blossfeldt (*Allium Ostroroskianum*, *Cobea Scandeus*, *Abutilon*, *Asclepias Syriaca*).

Reproduktionen: Rawpixel Ltd., CCo.1

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58837-6

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Inhalt

Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen 7

Altern und Sterben:

Einige soziologische Probleme 75

Editorische Notiz 99

Didier Eribon

Eine Lektion für das Leben 101

Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen

1

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, sich mit der Tatsache auseinanderzusetzen, daß jedes Leben, also auch das der Menschen, die man liebt, und das eigene Leben, ein Ende hat. Man kann das Ende des menschlichen Lebens, das wir Tod nennen, durch die Vorstellung eines gemeinsamen Weiterlebens der Toten im Hades, in Wallhalla, in Hölle oder Paradies mythologisieren. Das ist die älteste und häufigste Form des menschlichen Bemühens, mit der Endlichkeit des Lebens fertigzuwerden. Man kann versuchen, dem Gedanken an den Tod dadurch aus dem Wege zu gehen, daß man das Unerwünschte soweit als möglich von sich weist – es verdeckt und verdrängt; oder vielleicht auch durch den festen Glauben an die eigene persönliche Unsterblichkeit – »andere sterben, aber ich nicht« –; dazu gibt es in den entwickelten Gesellschaften unserer Tage eine starke Tendenz. Man kann schließlich dem Tod ins Auge sehen als einer Gegebenheit der eigenen Existenz, kann sein Leben, insbesondere auch sein Verhalten zu anderen Menschen, entsprechend der begrenzten Spanne einrichten. Man kann es als Aufgabe betrachten, anderen Menschen wie sich selbst den Abschied von Menschen, das Ende, wenn es kommt, so leicht und angenehm zu machen wie möglich, und die Frage aufwerfen, wie sich diese Aufgabe erfüllen läßt. Gegenwärtig ist das eine Frage, die allenfalls einige Ärzte klar und ohne Verdeckung stellen. Im Gremium der weiten Gesellschaft stellt man sich diese Frage kaum.

Auch geht es ja nicht nur um den endgültigen Abschluß des Lebens, um den Totenschein und die Urne. Viele Menschen sterben allmählich, sie werden gebrechlich, sie altern. Die letzten Stunden sind wichtig, gewiß. Aber oft beginnt der Abschied von Menschen viel früher. Schon Gebrechen sondern oft die Alternden von den Lebenden. Ihr Verfall isoliert sie. Ihre Kontaktfreudigkeit mag geringer, ihre Gefühlswalzen mögen schwächer werden, ohne daß das Bedürfnis nach Menschen erlischt. Das ist das Schwierigste – die stillschweigende Aussonderung der Alternden und der Sterbenden aus der Gemeinschaft der Lebenden, das allmähliche Erkalten der Beziehung zu Menschen, denen ihre Zuneigung gehörte, der Abschied von Menschen überhaupt, die ihnen Sinn und Geborgenheit bedeuteten. Schwer wird der Verfall nicht nur für die, die Schmerzen haben, sondern auch für die Alleingelassenen. Daß, ohne besondere Absicht, die frühzeitige Vereinsamung der Sterbenden gerade in den entwickelteren Gesellschaften besonders häufig vorkommt, ist eine der Schwächen dieser Gesellschaften. Sie zeugt von den Schwierigkeiten, die viele Menschen damit haben, sich mit den Alternden und Sterbenden zu identifizieren.

Gewiß ist der Radius der Identifizierung heute größer als in früheren Zeiten. Wir betrachten es nicht mehr als ein Sonntagsvergnügen, Menschen gehenkt, gevierteilt und gerädert zu sehen. Wir sehen uns Fußballspiele, nicht Gladiatorenkämpfe an. Verglichen mit der Antike ist die Identifizierung mit andern Menschen, das Mit-Leiden mit ihrer Qual und ihrem Tod, gewachsen. Zuzusehen, wie hungrige Löwen und Tiger Stück für Stück lebende Menschen auffressen, wie Gladiatoren sich mit List und Tücke gegenseitig zu verwunden und ermorden suchen, wäre kaum noch eine Freizeitbelustigung, der wir mit ebenso freudiger Erwartung entgegensehen würden wie die purpurgeschmückten römischen

Senatoren und das römische Volk. Kein Gefühl der Gleichheit verband, wie es scheint, diese Zuschauer mit den anderen Menschen, die unten in der blutigen Arena um ihr Leben kämpften. Wie bekannt, grüßten die Gladiatoren den Caesar beim Einmarsch mit dem Spruch: »Morituri te salutant.«¹ Manche der Caesaren glaubten wohl tatsächlich, daß sie selbst, wie die Götter, unsterblich seien. Jedenfalls wäre es richtiger gewesen, wenn die Gladiatoren gerufen hätten: »Morituri morituum salutant.«² Aber in einer Gesellschaft, in der man das sagen könnte, gäbe es wahrscheinlich keine Gladiatoren und keinen Caesar mehr. Um das den Regierenden sagen zu können – den Regierenden, die ja auch heute noch Gewalt über Leben und Tod zahlloser Mitmenschen haben –, dazu bedarf es einer weitgehenderen Entmythologisierung des Todes, eines weit klareren Bewußtseins, als es bis heute erreicht wurde, daß die Menschheit eine Gemeinschaft der Sterblichen ist und daß Menschen in ihrer Not Hilfe nur von Menschen erwarten können. Das gesellschaftliche Problem des Todes ist deswegen besonders schwer zu bewältigen, weil die Lebenden es schwer finden, sich mit den Sterbenden zu identifizieren.

Der Tod ist ein Problem der Lebenden. Tote Menschen haben keine Probleme. Unter den vielen Geschöpfen auf dieser Erde, die sterben, sind es allein die Menschen, für die Sterben ein Problem ist. Sie teilen Geburt, Jugend, Geschlechtsreife, Krankheit, Altern und Tod mit den Tieren. Aber sie allein unter allen Lebewesen *wissen*, daß sie sterben werden; sie allein können ihr eigenes Ende voraussehen, sind sich dessen bewußt, daß es jederzeit kommen kann, und treffen besondere Maßnahmen – als Einzelne und als

1 »Die sterben werden, grüßen dich.«

2 »Die sterben werden, grüßen den, der sterben wird.«

Gruppen –, um sich vor der Gefahr der Vernichtung zu schützen.

Das war durch die Jahrtausende hin die Zentralfunktion des gesellschaftlichen Zusammenlebens von Menschen und ist es bis heute geblieben. Aber zu den größten Gefahren der Menschen gehören die Menschen selbst. Im Namen der Zentralfunktion, sich selbst vor der Vernichtung zu schützen, bedrohen immer von neuem Gruppen von Menschen andere Gruppen von Menschen. Von jeher hatte die Vergesellschaftung von Menschen ein Janushaupt. Befriedung im Innern, Bedrohung nach außen. Auch bei anderen Lebewesen hat der Überlebenswert der Vergesellschaftung zur Gruppenbildung und zur Abstimmung des Einzelnen auf das Zusammenleben als Dauererscheinung geführt. In ihrem Falle aber beruht die Anpassung an das Gruppenleben weitestgehend auf genetisch festgelegten Verhaltensformen oder höchstens auf geringen erlernten Abwandlungen angeborenen Verhaltens. Im Falle der Menschen hat sich die Balance zwischen angeborener und erlernter Anpassung an das Gruppenleben umgekehrt. Angeborene Anlagen für ein Leben mit anderen müssen durch Lernen aktiviert werden – so zum Beispiel die Anlage, zu sprechen, durch das Erlernen einer Sprache. Menschen können nicht nur, sondern müssen lernen, ihr Verhalten zueinander mit gruppenspezifischen Regeln und Zwängen zu regulieren. Ohne Lernen sind sie nicht in der Lage, als Individuen und Gruppenmitglieder zu funktionieren. Nirgendwo hat diese Abstimmung auf das Leben in Gruppen einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Gestalt und die Entwicklung des Einzelnen wie in der Gattung der Menschen. Nicht nur die Kommunikationsmittel oder Muster der Zwänge, sondern auch das Erleben des Todes können von Gesellschaft zu Gesellschaft unterschiedlich sein. Es ist variabel und gruppenspezifisch; ganz gleich wie natür-

lich und unverständlich es den Mitgliedern jeder einzelnen Gesellschaft erscheint, es ist erlernt.

Nicht eigentlich der Tod, sondern das Wissen vom Tode ist es, das für Menschen Probleme schafft. Man lasse sich nicht täuschen: Die gefangene Fliege zwischen den Fingern des Menschen zappelt und wehrt sich wie ein Mensch in der Umschlingung seines Mörders, als ob sie wisse, welche Gefahr ihr droht; aber die Abwehrgesten der Fliege in Todesgefahr sind ein angeborenes Erbstück ihrer Art. Eine kleine Affenmutter mag ihr totes Junges noch eine Zeitlang mit sich tragen, bis sie es irgendwo am Wege fallenläßt und verliert. Sie weiß nichts vom Sterben, weder von dem ihres Kindes noch von dem eigenen. Menschen wissen dies, und darum wird für sie der Tod zum Problem.

2

Die Antwort auf die Frage, was es mit dem Sterben auf sich hat, wandelt sich im Zuge der Gesellschaftsentwicklung. Sie ist stufenspezifisch. Sie ist innerhalb jeder Stufe zugleich auch gruppenspezifisch. Vorstellungen vom Tode und die zugehörigen Rituale werden jeweils selbst zu einem Moment der Vergesellschaftung. Gleiche Vorstellungen und Riten verbinden Menschen, verschiedene trennen die Gruppen. Es würde sich lohnen, einen zusammenfassenden Überblick über all das zu geben, woran Menschen im Lauf der Jahrhunderte geglaubt haben, um mit dem Problem des Todes, mit der stetigen Gefährdung ihres Lebens zu Rande zu kommen, und dann zugleich auch über all das, was sie einander angetan haben im Namen eines Glaubens, der ihnen versprach, daß der Tod kein Ende sei, daß die zugehörigen Rituale ihnen ein

ewiges Leben sichern könnten. Offenbar gibt es keine Vorstellung, wie seltsam sie auch sein mag, an die Menschen nicht mit inniger Liebe zu glauben bereit sind, wenn sie ihnen nur Erleichterung von dem Wissen verschafft, daß sie eines Tages nicht mehr existieren werden, wenn sie ihnen nur Hoffnung auf eine Form der Ewigkeit ihrer Existenz gibt.

Gewiß hat sich in entwickelteren Gesellschaften die Leidenschaftlichkeit erheblich vermindert, mit der Menschengruppen ehemals darauf bestanden, daß nur ihr eigener überweltlicher Glaube und sein Ritus den Zugehörigen ein unendliches Leben nach dem irdischen sichern könnten. Im Mittelalter wurden Andersgläubige häufig mit Feuer und Schwert verfolgt. In einem Kreuzzug gegen die südfranzösischen Albigenser vernichtete im 13. Jahrhundert die stärkere Glaubensgemeinschaft eine schwächere. Deren Mitglieder wurden stigmatisiert, von Haus und Hof vertrieben und zu Hunderten auf Scheiterhaufen verbrannt. »Mit Freude im Herzen sahen wir sie brennen«, sagte einer der Sieger. Kein Gefühl der Identität von Mensch und Mensch hier, Glauben und Riten trennten sie. Mit Austreibung, Kerker, Folter und Scheiterhaufen setzte die Inquisition den Feldzug der Kreuzfahrer gegen Andersgläubige fort. Die Religionskriege der frühen Neuzeit sind bekannt genug. Ihre Nachwehen spürt man bis in unsere Tage hinein, zum Beispiel in Irland. Auch der Kampf zwischen Priestern und weltlichem Herrscher in Persien in unseren Tagen erinnert an die leidenschaftliche Wildheit des Gemeinschaftsgefühls und der Feindschaft, die in mittelalterlichen Gesellschaften überweltliche Glaubenssysteme zu entfesseln vermochten, weil sie Rettung vom Tode und ein unendliches Leben versprochen.

In den entwickelteren Gesellschaften hat sich, wie gesagt, die Leidenschaftlichkeit, mit der Menschen Hilfe von Not und Tod in überweltlichen Glaubenssystemen suchen, et-

was verringert; sie hat sich zum Teil auf innerweltliche Glaubenssysteme verlagert. Das Bedürfnis nach Garantien gegen die eigene Vergänglichkeit ist in den jüngsten Jahrhunderten, verglichen mit denen des Mittelalters, – als Symptom einer anderen Zivilisationsstufe – merklich abgeflacht. In den entwickelteren Nationalstaaten ist die Sicherheit der Menschen, ihre Absicherung gegen gröbere Schicksalsschläge wie Krankheit und plötzlicher Tod, erheblich größer als in früheren Zeiten, vielleicht größer als in der gesamten Geschichte der Menschheit. Verglichen mit früheren Stufen ist das Leben in diesen Gesellschaften vorhersehbarer geworden, verlangt allerdings auch von den einzelnen Menschen ein höheres Maß an Voraussicht und Leidenschaftskontrolle. Allein schon die relativ hohe Lebenserwartung des Individuums in diesen Gesellschaften zeugt von der größeren Lebenssicherheit. Unter den Rittern des 13. Jahrhunderts galt ein Mann von vierzig Jahren beinahe schon als ein alter Mann, in den Industriegesellschaften des 20. gilt er beinahe noch als jung – mit schichtenspezifischen Unterschieden. Vorbeugung und Behandlung von Krankheiten sind im 20. Jahrhundert besser organisiert als je, wie ungenügend sie auch noch sein mögen. Die Pazifizierung im Innern der Gesellschaft, der Schutz des Einzelnen vor staatlich nicht lizenzierten Gewalttat, wie auch vor dem Verhungern, hat ein Ausmaß erreicht, das die Vorstellungskraft von Menschen früherer Zeiten übersteigt.

Gewiß zeigt die Nahsicht als Korrektur, wie groß die Unsicherheit des Einzelnen in dieser Welt noch immer ist. Auch trägt die Abtrift zum Kriege ständig eine große Bedrohung in das Leben der einzelnen Menschen hinein. Nur bei einiger Langsicht, beim Vergleich mit früheren Zeiten, wird man gewahr, wie sehr die Sicherheit vor unvorhersehbaren physischen Gefahren und der unkalkulierbaren Be-

drohung der eigenen Existenz gewachsen ist. Noch immer ist, so scheint es, das Verhaften an einem überweltlichen Glauben, der metaphysischen Schutz gegen die unberechenbaren Schläge des Schicksals und vor allem auch gegen die eigene Vergänglichkeit verspricht, bei denjenigen Schichten und Gruppen am leidenschaftlichsten, deren Lebenslage am ungewissesten und für sie am wenigsten kontrollierbar ist. Aber im großen und ganzen sind in den entwickelteren Gesellschaften die Lebensgefahren der Menschen, insbesondere auch die Gefahr des Sterbens, vorhersehbarer, die Intensität des Bedürfnisses nach schützenden übermenschlichen Gewalten entsprechend lauer geworden. Es versteht sich, daß bei steigender gesellschaftlicher Unsicherheit, bei wachsendem Unvermögen des Einzelnen, sein eigenes Schicksal langfristig zu überschauen und – in Maßen – zu steuern, diese Bedürfnisse sich ebenfalls wieder steigern.

Die Haltung zum Sterben, das Bild des Todes in unseren Gesellschaften ist ohne Bezug auf diese vergleichsweise größere Sicherheit und Vorhersehbarkeit des individuellen Lebenslaufs und der entsprechend höheren Lebenserwartung nicht ganz zu verstehen. Das Leben wird länger, das Sterben wird weiter hinausgeschoben. Der Anblick von Sterbenden und Toten ist nichts Alltägliches mehr. Man kann im normalen Gang seines Lebens den Tod leichter vergessen. Zuweilen spricht man heute davon, daß Menschen den Tod »verdrängen«. Ein amerikanischer Sargfabrikant stellte vor kurzem fest:

»Die zeitgenössische Haltung zum Tode überläßt im großen und ganzen das Planen für das Begräbnis, wenn es überhaupt erfolgt, dem späten Leben.«³

3 Deborah Frazier, »Your Coffin as Furniture – For Now«, *International Herald Tribune*, 2. Oktober 1979, S. 7.

Wenn man heute von der »Verdrängung« des Todes spricht, so gebraucht man diesen Begriff, wie mir scheint, in einem doppelten Sinn. Man kann dabei eine »Verdrängung« auf der individuellen und auf der sozialen Ebene im Auge haben. Im ersten Falle gebraucht man den Begriff der Verdrängung mehr oder weniger im Sinne Sigmund Freuds. Man bezieht sich damit auf eine ganze Gruppe von sozial eingebauten psychologischen Abwehrmechanismen, durch die allzu schmerzlichen Kindheitserfahrungen, insbesondere frühkindlichen Konflikten und den mit ihnen verbundenen Schuldängsten, der Zugang zur Erinnerung versagt wird. Auf Umwegen und in verkleideter Form beeinflussen sie Empfinden und Verhalten einer Person; aber aus dem Gedächtnis sind sie verschwunden.

Auch in der Art, wie ein Mensch das Wissen von seinem kommenden Tod bewältigt, haben frühkindliche Erfahrungen und Phantasien einen sehr erheblichen Anteil. Manche Menschen können dem eigenen Tod mit Gelassenheit entgegensehen, andere haben eine starke, ständige Angst vor dem Tode, oft genug, ohne es auszusprechen oder es aussprechen zu können. Sie sind sich ihrer vielleicht nur als Angst vor dem Fliegen oder vor offenen Plätzen bewußt. Eine bekannte Form, große unbewältigte Kindheitsängste vor dem Tode für sich selbst erträglich zu machen, ist die Vorstellung, daß man unsterblich ist. Sie hat vielerlei Formen. Ich kenne Menschen, die nicht in der Lage sind, sich eines sterbenden Menschen anzunehmen, weil ihre kompensierende Unsterblichkeitsphantasie, die überwältigend starke Kindheitsängste in Schach hält, durch die Nähe des Sterbenden bedrohlich geschwächt wird. Durch diese Schwächung könnte die schwere Angst vor dem Tode – vor der

Strafe – wieder unverhüllt ins Bewußtsein eindringen, und das wäre unerträglich.

Hier begegnet man in einer extremen Form einem allgemeineren Problem unserer Tage – der Unfähigkeit, Sterbenden diejenige Hilfe zu geben und diejenige Zuneigung zu zeigen, die sie beim Abschied von Menschen am meisten brauchen – eben weil der Tod des Andern als Mahnzeichen des eigenen Todes erscheint. Der Anblick eines Sterbenden rüttelt an der Phantasieabwehr, die Menschen wie eine Schutzmauer gegen den Gedanken des eigenen Todes aufzubauen neigen. Die Selbstliebe flüstert ihnen zu, sie seien unsterblich. Allzu nahe Berührung mit Sterbenden bedroht diesen Wunschtraum. Hinter einem überwältigend starken Bedürfnis, an die eigene Unsterblichkeit zu glauben und so das vorwegnehmende Wissen um den eigenen Tod zu negieren, stehen gewöhnlich schwere verdrängte Schuldgefühle, vielleicht im Zusammenhang mit Todeswünschen gegen Vater, Mutter oder Geschwister und mit der Furcht, von ihnen selbst totgewünscht zu werden. Nur durch einen besonders festen Glauben an die eigene Unsterblichkeit, dessen Gebrechlichkeit man sich dennoch nicht ganz verschweigen mag, kann man in diesem Fall der Schuldangst um das eigene Totwünschen besonders von Familienangehörigen und der Vorstellung ihrer Rache, der Angst vor der Strafe für die eigene Schuld entgehen.

Die Verbindung von Todesfurcht und Schuldgefühl zeigt sich schon in den alten Mythen. Adam und Eva waren im Paradies unsterblich. Zum Sterben wurden sie deswegen von Gott verurteilt, weil Adam, der Mensch, gegen das Gebot des göttlichen Vaters verstoßen hatte. Auch das Gefühl, daß der Tod eine Strafe ist, die eine Vater- oder Mutterfigur über Menschen verhängt hat, oder daß jeder Mensch nach dem Tode von dem großen Vater für seine Sünden bestraft

werden wird, spielt seit langem bei der Todesfurcht der Menschen eine nicht unerhebliche Rolle. Man könnte gewiß manchen Menschen das Sterben erleichtern, wenn es gelänge, verdrängte Schuldphantasien dieser Art zu mildern und zu entkräften.

Aber Hand in Hand mit solchen individuellen Problemen der Verdrängung des Gedankens an den Tod gehen spezifisch soziale Probleme. Der Begriff der Verdrängung hat auf dieser Ebene eine andere Bedeutung. Allerdings wird man der Eigentümlichkeit des gegenwärtigen gesellschaftsüblichen Verhaltens in bezug auf den Tod erst gewahr, wenn man dieses Verhalten mit dem früherer Zeiten oder anderer Gesellschaften vergleicht; erst dann vermag man auch die Verhaltenswandlung, der man hier begegnet, in einen umfassenderen theoretischen Zusammenhang einzubauen und so der Erklärung zugänglicher zu machen. Um es vorwegnehmend zu sagen: Der Wandel im gesellschaftlichen Verhalten der Menschen, auf den man hinweist, wenn man in diesem Sinne von der »Verdrängung« des Todes spricht, ist ein Aspekt des umfassenderen Zivilisationsschubes, den ich ausführlicher an anderer Stelle untersucht habe.⁴ In dessen Verlauf werden alle elementaren, animalischen Aspekte des menschlichen Lebens, die ja fast ausnahmslos für das Zusammenleben der Menschen wie für den Einzelnen selbst Gefahren mit sich bringen, umfassender, gleichmäßiger und differenzierter als zuvor von gesellschaftlichen Regeln und dann zugleich auch von Gewissensregeln eingehegt. Sie werden je nach den Machtverhältnissen mit Scham- und Peinlichkeitsempfindungen belegt und in bestimmten Fällen, besonders im Rahmen des großen europäischen Zivili-

4 Siehe Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation*, Bd. 1 und 2, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1978, besonders Bd. 2, S. 321 ff.

sationsschubes, hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens verlagert oder jedenfalls aus dem öffentlichen Gesellschaftsleben ausgesondert. Der langfristige Wandel des Verhaltens der Menschen zu den Sterbenden geht in diese Richtung. Der Tod ist eine der großen bio-sozialen Gefahren des Menschenlebens. Gleich anderen animalischen Aspekten wird auch der Tod als Vorgang und als Erinnerungsbild während dieses Zivilisationsschubes in höherem Maße hinter die Kulissen des Gesellschaftslebens verlegt. Für die Sterbenden selbst bedeutet dies, daß auch sie in höherem Maße hinter die Kulissen verlagert, also isoliert werden.

4

Philippe Ariès, in seinem höchst anregenden und materialreichen Buch *Studien zur Geschichte des Todes im Abendland*, hat sich bemüht, seinen Lesern ein anschauliches Bild von den Wandlungen zu vermitteln, die das Verhalten der abendländischen Menschen zum Sterben, ihre Haltung beim Sterben, durchlaufen hat. Aber er versteht Geschichte noch rein als Beschreibung. Er reiht Bild an Bild und zeigt so mit breiten Strichen den Gestaltwandel auf. Das ist schön und anregend, aber es erklärt nichts. Ariès' Auslese der Fakten beruht auf einer vorgefaßten Meinung. Er sucht uns seine Annahme zu vermitteln, daß in früheren Zeiten die Menschen mit Gelassenheit und Ruhe starben. Nur in der Gegenwart, so unterstellt er, verhält es sich anders. Romantischen Geistes sieht Ariès im Namen der besseren Vergangenheit mit Mißtrauen auf die schlechtere Gegenwart. So reich sein Buch an historischen Belegen ist, seiner Auslese und Inter-

pretation der Belege muß man mit großer Vorsicht begegnen. Es ist schwierig, ihm zu folgen, wenn er die »Romans de la Table Ronde«, das Verhalten von Isolde und Erzbischof Turpin als Zeugen dafür aufruft, wie ruhig mittelalterliche Menschen ihren Tod erwarteten. Er weist nicht darauf hin, daß diese mittelalterlichen Epen Idealisierungen des Ritterlebens darstellen, selektive Wunschbilder, die oft mehr darüber aussagen, wie nach der Meinung des Dichters und seines Publikums das Ritterleben sein soll, als darüber, wie es ist. Ähnliches gilt von anderen literarischen Quellen, die Ariès benutzt.

Seine Schlußfolgerung ist bezeichnend. Sie zeigt seine Voreingenommenheit:

»So [nämlich ruhig, sagt Ariès] ist man im Laufe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden gestorben. [...] Diese alte Einstellung, für die der Tod vertraut und nahe und abgeschwächt, indifferent in eins war, stellt sich in schroffen Gegensatz zur unsrigen, bei der der Tod uns Angst einflößt, bis zu dem Grade, daß wir nicht mehr wagen, ihn beim Namen zu nennen. Deshalb heiße ich jenen vertrauten Tod den *gezähmten Tod*. Ich will damit nicht sagen, daß er *früher* wild gewesen sei [...]. Ich will im Gegenteil sagen, daß er *heute* wild geworden ist.«⁵

Verglichen mit dem Leben in hochindustrialisierten Nationalstaaten war das Leben in mittelalterlichen Feudalstaaten ehemals – und ist, wo immer solche Staaten noch existieren, auch in der Gegenwart – leidenschaftlich, gewalttätig, daher unsicher, kurz und wild. Sterben kann qualvoll sein und voller Schmerzen. In früheren Zeiten hatten Menschen weniger Möglichkeiten, die Qual des Sterbens zu lindern. Nicht ein-

5 Philippe Ariès, *Studien zur Geschichte des Todes im Abendland*, München/Wien: Carl Hanser 1976, S. 25.